



→ Kapitän Wilsons Werbung. ←

Von W. W. Jacobs.

(Fortsetzung.)

Sam lächelte erwartungsvoll und setzte sich. Er hörte seinen neuen Fremd einen Schoppen bestellen und dachte, während er sich mit dem Rücken seiner Hand über den Mund fuhr, über etwas Nettes nach, was er sagen wollte, wenn er tränke. Aber das Blut erstarnte ihm in den Adern und er ließ den Unterkiefer hängen, als der andere von der Toombank zurückkam und ihm ein halbes Brot hihielt.

„Da, Mann,“ sagte er freundlich, „schlagen Sie das in sich hinein.“

Sam nahm es und versuchte es in seine Tasche zu stecken, wobei er seine alte Geschichte, daß er es für seine Kinder mit nach Hause nehmen wolle, erzählte und sich erhob.

„Sie essen das selbst und ich werde Ihnen dann ein paar Brote geben, die Sie mit nach Hause nehmen können,“ sagte der andere.

Das Brot entglitt Sams Fingern und rollte auf den Fußboden. Ein Buschauer nahm es auf, wischte es an seinem Rock ab und gab es ihm zurück.

„Nur zu,“ sagte der große Herr und tat einen Zug aus seinem Schoppen, „essen Sie man los.“

„Ich muß erst meine Kinder essen sehen,“ sagte Sam mit gebrochener Stimme.

„Wenn Sie das Brot nicht essen, werde ich einen Polizisten rufen und Sie verhaften lassen,“ sagte der andere mit erhobener Stimme. „Ich glaube, Sie sind ein Schwindler. Wo ist Ihr Hausschein?“

In einem Zustande, der mehr an Naßerei grenzte, bis Sam ein Stück Brot ab und versuchte, es hinunterzuschlucken. Er nahm sich eine Wasserflasche her und trank einen Teil ihres Inhalts und hatte innerhalb fünf Minuten ebensoviel Mundvoll verschlungen.

„Weiter,“ sagte der edle Spender.

„Nee, ich will nich,“ sagte Sam wütend, „ich will verbannt sein, wenn ich's tu!“

Der andere erhob sich und ging zur Tür. „Kommen Sie, bitte, mal einen Augenblick herein, Konstabler,“ sagte er ruhig.

Er trat beiseite, und während Sam mit dem Brot in der Hand innehielt, öffnete sich die Tür, und Dick und Henry traten ein und blickten ihn, ihre Köpfe schüttelnd, kummervoll an. Der große Herr setzte sich hin und lachte, bis ihm die Tränen kamen, als Sam, der jetzt erkannte, daß er das Opfer eines Komplotts geworden war, Henry das Brot an den Kopf warf und zur Tür stürzte. Er ging wild vor Wut die Straße hinab und schleuderte die Schuhbänder von sich, fest entschlossen, nichts mehr mit ihnen zu tun haben zu wollen.

„Hallo, Sam!“ rief eine Gestalt von der anderen Seite der Straße. „Hast du Glück gehabt?“ Sam schüttete sprachlos seinen Kopf.

„Du hast getrunken,“ sagte der Koch, als er herein kam.

„Nee,“ sagte Sam. Dann kam ihm ein niederrücktiger Gedanke, und er nahm den anderen beim Arm.

„Da ist 'ne Kneipe etwas weiter 'runter, Koch,“ sagte er mit zitternder Stimme, „und da sitzt 'n alter Mann in, wegen dem ich mich ganz sicher bin. Willste mich mal 'reingeht' und 'n Dich antrücken?“

„Wo ist sie?“ fragte sein unschuldiger Fremd.

Voller Freude führte ihn Sam an den Ort seiner Kränkung, wartete bis er sicher drinnen war und stand dann lauschend hinter der Tür.

„Warum sprechen Sie nich laut?“ sagte er ärgerlich, als ein undeutliches Gemurmel sein Ohr traf. Er horchte gespannt, konnte aber nichts verstehen und war gerade, alle Geduld verlierend, im Begriff, die Tür aufzustossen und hineinzugucken, als er ein brüllendes Gesichter vernahm. Lachen auf Lachen erscholl, bis die ganze Kneipe wackelte, und der Ausdruck silbernen Friedens senkte sich auf sein Antlitz, als er sich die Szene drinnen anschautte.

„Nee, nee,“ sagte der Koch mit schwacher Stimme.

Wieder ließ sich ein brüllendes Gesichter hören, das Sam mit seinem Grinsen begleitete.

„Ihr bringt mich noch um,“ sagte der Koch wieder mit erstickter Stimme.

„Das ist für Dich nich schlimmer, als für mich, mein Junge,“ sagte der Matrose höchst befriedigt.

Wieder erscholl das Gesichter, und Sam schien es zu seinem Erstaunen, als wenn der Koch mit einstimmte. Er lachte noch, toll vor Bestürzung, als er wieder die Stimme des Kochs vernahm.

„Der arme alte Sam,“ sagte sie deutlich. „Der arme alte Sam! Ich hätt' was drum gegeben, wenn ich ihn hätte seh'n können.“

Der Länscher richtete sich plötzlich steif auf und schlich dann mit angehaltenem Atem auf den Zehenspitzen die Straße hinunter, verfolgt von der aus der Kneipe herausschallenden Fröhlichkeit. Er war ganz verbreit im Kopf, aber zwei Gedanken gewannen greifbare Gestalt in seinem Hirn, während er wütend ausschritt — erst das Syndikat zu zerschmettern und dann den Koch. Mit diesen festen Vorsätzen ging er wieder an Bord und in das vereinsante Logis, wo er sofort in seine Koje kletterte und bald seinen Sommer im Schlaf vergaß, in einem Schlaf so tief, daß die anderen, als sie eine Stunde später heimkehrten, ihn nicht aufwecken konnten, bis Henry zu

einem letzten Mittel griff und eine Schnitte Brot nach ihm warf. Danach mussten sie alle die ganze Nacht wach liegen, um ihres Lebens sicher zu sein.

6. Kapitel.

Die weitere Suche in Plymouth musste ohne Sams Beistand geschehen. Während des Nestes der Liegezeit des Schiffes ging er kaum von Bord, da er vorzog, in Ruhe seine Pfeife an Deck zu rauen, anstatt an Land gewisse lustige Geister zu treffen, die Schuhbänder zu laufen wünschten. Sich mit Dick und dem Jungen zu unterhalten, lehnte er ganz entschieden ab, und es war nicht fröhlicher, als bis sie Cocklemouth erreicht hatten, daß er geruhte, eine Pfeife Tabak aus des Kochs Kasten anzunehmen.

Cocklemouth ist ein kleiner, einsamer Platz an der Küste von Wales. Wenn ein großes Schiff in den kleinen Hafen einläuft, kommen die Einwohner herbei, um es anzustauen, und die Kapitäne der kleinen Fahrzeuge kommen aus ihren Kajiten gestürzt und suchen schreiend zu erfahren, wo es anlegen soll. Selbst wenn sie es von vielen Tagen gehalten und geleitet sehen, sind sie nicht zufrieden, sondern hängen anstrenglicher Weise storkfender (Schuhbälse) über die Seiten ihrer Schiffe und machen sich auf das ärgste gefaßt.

„Hier werden wir' nich finden, Koch,“ sagte Sam, als das Syndikat am Abend der Ankunft an Deck saß und nachdenklich auf die vereinzelten Lichter blickte, die wie in Nacht versetztes Zwielicht erschienen.

„Ich hab' nich mehr viel Hoffnung, daß wir'n überhaupt finden tun,“ pflichtete der Koch bei.

„Wenn ich man nich bang wär', daß Dick ihn finden tät,“ sagte der lasterhafte Sam, „oder der Junge, denn würd' ich's überhaupt aufgeben.“

„Wenn ihn jemand finden tut, denn is es der Käppen selbst,“ sagte der Koch, seine Stimme sinkend, als diese Person an ihnen, auf ihrem Wege an Land, vorbeiging. „Er geht mit das Bild auf die Polizeiwache und fragt die da. Was für'n Schatz haben wir denn noch?“

Der Matrose schüttelte den Kopf, und nachdem er eine Zeit lang schweigend dagesessen hatte, ging er mit dem Koch an Land und trank sich in einen Zustand hoffnungslosen Pessimismus hinein. In dieser Verfassung verzich er jedem, und da er sich sehr schlecht fühlte, machte er sein Testament, auf die einfache Manier, daß er Dick sein Messer gab und Henry zwei Schilling und sieben Pence. Die Mühe, die er am nächsten Morgen hatte, es zu

wilberrusen, bildete eine deutliche Illustration davon, wie tief die Menschheit sinken kann.

Es war hell und klar am nächsten Tage, und nach dem Frühstück verbesserte sich Sams Stimmung. Das andauernde Klüten einer gesprungenen Glocke von einer kleinen Backsteinkirche in der Stadt und das Erschellen zweier junger Mäbchen, die den Quai mit Gesangbüchern entlang spazierten und von zwei jungen Herren ohne solche gefolgt wurden, erinnerte ihn daran, daß es Sonntag sei.

Der Kapitän, der sich bestrebt, neue Moden einzuführen, folgte der Einladung der Glocke. Der Steuermann machte einen gesunden Marsch von drei Meilen, während die Mannschaft an Deck herum saß und den Koch bei seinen Vorbereitungen zum Mittagessen beobachtete und ihm ab und zu hilfreiche Hand leistete. Erst nachdem die Mahlzeit beendet war, zogen sie ihr Sonntagszeug an und gingen an Land.

Dick ging zuerst, nachdem er klugerweise die Photographie, die ihnen allen zum Gebrauch geliehen war, an sich genommen hatte. Er ging zunächst in die Stadt, aber die geschlossenen Läden und die leeren Straßen fielen ihm auf die Nerven, und er spazierte daher, die Hände in den Taschen, zum Hafen zurück. Hier kam er mit einem älteren Mann von gesetztem Ansehen ins Gespräch, und nach einigen allgemeinen Neubensarten, die mit dem Wetter anfingen und mit Tabak endeten, zog er die Photographie hervor und schritt die Angelegenheit des Kapitäns Gething an.

"Ja, ich hab' schon so'n Mann gesehn, der dem sehr ähnlich sieht," sagte sein neuer Freund nach längerem Studium.

"Wo?" fragte Dick eifrig.

"Ich will nich sagen, daß es derselbe Mann is," sagte der andere langsam und gab ihm das Bild zurück, "abers wenn er es nich is, denn is es sein Bruder."

"Wo?" wiederholte Dick ungeduldig.

"Na, ich weiß nich recht, ob ich mich dazwischen stecten sollt," sagte der Mann, "es is nich meine Sache."

"Wenn ein Schilling würde —" begann Dick.

"Er würde," sagte der Mann, ihm lächelnd einsteckend. "Er wohnt in Piggot's Bay," sagte er mit Nachdruck.

"Und wo is das?" fragte der Matrose.

Der Mann drehte sich um und wies über ein Stück wüstes Land hinweg auf einen schmalen Pfad, der sich auf der Höhe der Klippen entlang wand.

"Folgen Sie diesem Pfad, so gerade, als Sie can können," sagte er.

"Wie weit?" fragte Dick.

"Ja, einige Leute machen da 'ne lange Reise aus und einige 'ne kurze," sagte der andere in orakelhafter Weise. "Woll'n wir mal sechs Meilen sagen?"

Dick sagte, er wolle lieber drei sagen.

"Knapp sechs denn," sagte der Mann, nachsichtig lächelnd. "Na, adieu!"

"Aldjüs, Maat," sagte Dick und begann, sich in das Steingewirr vor ihm stürzend, seinen Marsch.

Es war ungünstig für seinen Erfolg, daß Sam und der Koch, die sich auf einem gemütlichen Bummel befanden, ohne jegliche Absicht, nach Kapitän Gething auszublicken oder ähnlich gearteten Nutzen zu treiben, aus der Ferne Zeugen seiner Unterredung gewesen waren. Durch einen Dauerlauf überholten sie den älteren Mann von gesetztem Ansehen, und durch ein Kreuzverhör entlockten sie ihm den Grund von Dicks plötzlichem Abmarsch.

"Wie kommt man dahin?" fragte Sam.

"Geh'n Sie man hinter ihn her," sagte der Mann und zeigte auf die vor ihnen langsam die Klippe erkletternde Gestalt, "und Sie werden eben so früh da sein, als wie er."

Der gemütliche Bummel wurde aufgegeben, und die Beiden folgten in respektvoller Entfernung ihrem ahnungslosen Kameraden. Der Tag war heiß, und der Pfad, der bald auf der Höhe der Klippen, bald an ihrer Seite entlang lief, war anscheinend der Aufmerksamkeit der lokalen Behörden entgangen.

Kein anderes menschliches Wesen war in Sicht, und die elenden sich bewegenden Gestalten waren ein paar Schafe, die von dem kurzen Gras naschten und bei ihrer Annäherung davonscaben, und zwei Mücken, die sich in den Lippen wiegelten.

"Wir müssen eher da sein, als er," sagte Sam, behutsam eine beschwerliche Stelle des Pfades entlangschreitend.

"Er würde uns seh'n, wenn wir unten am Strand entlang laufen täten," sagte der Koch.

"Auf die Kleinfelsen kann man auch nich laufen," sagte Sam, "und es hat keinen rechten Zweck, g'rad rechtzeitig zu kommen, daß wir seh'n, wie er den Stappen finden tut, nich?"

"Wir müssen 'ne Gelegenheit abwarten," sagte der Koch.

Sam grunzte.

"Nub wenn sie kommen tut, müssen wir sie gleich mit eins ergreifen," fuhr der Koch fort, denn das Grunzen nicht gefiel.

Sie setzten ihren Weg eine Zeit lang fort, obwohl Sam sich bitter über die Hitze beklagte und sich fortwährend seine trüfende Stirn wischte.

"Er geht nach'n Strand runter," sagte der Koch plötzlich. "Komm 'nen Anlauf, Sam, und wir wollen ihm vorstellen."

Der dicke Matrose entsprach dem Wunsche nach besten Kräften, und wie er an der Stelle ankam, wo Dick verschwunden war, warf er sich in das Gras und lag prustend da. Er wurde vom Koch durch einen Ruf der Überraschung erschreckt.

"Naßch weiter, Sam," sagte er eindringlich; "er will schwimmen."

Sein Freund kroch zum Rande der Klippe und guckte hinüber. Ein Häufchen Zeug lag gerade unter ihm, und Dick schritt mit großen Schritten über den Sand zum Wasser.

"Komm los," wiederholte der Koch ungeduldig, "wir haben 'nen Vorsprung."

"Ich würde lachen, wenn jemand sein Zeug stehlen tät," sagte Sam ratschlägig, während er auf die Kleidungsstücke blickte.

"Das könnte uns passen, wenn's jemand tun tät," sagte der Koch. "Wir würden dann 'ne Menge Zeit haben, uns in Piggott's Bay umzutunken." Er sah Sam beim Sprechen an und las dessen schrecklichen Plan in seinen Augen.

"Nee, nee!" sagte er hastig.

"Nich stehlen, Koch," sagte Sam verführerisch, "nee, nur unter'n Kies vergraben. Wir woll'n ausraten, wer's tun soll."

Siebzig Sekunden lang führte der Koch einen scherhafteten Kampf mit seinem Versucher.

"Es is ja man Tux, Koch," sagte Sam lustig. "Dick würde der erste sein, der lachen tät, wenn's jemand anders sein Zeug wär."

Er schnellte einen Bein in die Höhe und hielt ihn dann, ihn sorgfältig verdeckend, dem Koch hin.

"Kopf," sagte der Letztere leise.

"Figur!" sagte Sam vergnügt; "mach' zu, Koch."

Der Koch kletterte, ohne ein Wort zu verlieren, hinunter und vergrub schnell, nicht ohne einen unruhigen Blick seewärts zu werfen, die Kleidungsstücke, worauf er wieder die Klippe emporstomm und zu seinem frohlockenden Complicen stieß. Sie entfernten sich schweigend, wobei sie sich in einiger Entfernung vom Rande der Klippe hielten.

"Geschäft is Geschäft," sagte der Koch nach einer Weile, "und er wollt' nich mit ins Syndikat rein."

"Er war geldgierig und wollte allens haben," sagte Sam mit Strenge.

"Vielleicht, daß das 'ne Lehre für ihn is," sagte der Koch salbungsvoll. "Ich hab' nich die Stelle genau gemerkt, im Fall, daß er sie nich finden tut. Gedanke wird' das nich getan haben."

Sie marschierten eine Stunde lang weiter, bis sie ganz plötzlich auf ein kleines Fischerdorf stießen, das in einer winzigen Bucht lag. Zwei oder drei kleine Fahrzeuge waren hinter der steinernen Mole verankert, auf der drei kleine Kinder in all der Ruhe, die ihnen ihr Sonntagszeug auferlegte, friedlich auf und ab spazierten.

"Hier muß es sein," sagte Sam. "Halt Zeugen offen, Koch."

"Wie heißt dieser Ort, Maat?" fragte der alte erwartungsvoll einen vorübergehenden alten Seeb

"Stone-pen Quay," sagte der Alte.

Sam machte ein enttäusches Gesicht. "Wie ist es denn noch bis nach Piggott's Bay?" fragte er.

"Bis wo?" sagte der Alte, seine Pfeife an dem Mund nehmend und ihn scharf anblickend.

"Piggott's Bay," sagte Sam.

"Woll'n Sie mich wirklich erzählen, daß Sie nach Piggott's Bay wollen?" fragte der alte Mann.

"Warum nich?" sagte Sam kurz.

Statt ihm zu antworten, schlug sich der Alte auf den Schenkel, und mit der Pfeife in dem einen Mundwinkel, lachte er mit dem anderen ein ungreifbares Lachen.

"Wenn Sie mit Lachen fertig sind," sagte der Koch mit Würde.

"Aber ich bin noch nicht fertig," sagte der Alte und entfernte seine Pfeife, um besser lachen zu können. "Die hier woll'n nach Piggott's Bay, ...," wandte er sich an ein paar Fischer, die vorbeigetreten waren.

"Was für 'n Spatz!" sagte Joe, vor Angst strahlend. "Kommen Sie weit her?" fragte er.

"Coolemonth," sagte Sam mit bestirzter Miene.

"Wenn Sie mit Lachen fertig sind, wo steht der Weg?"

"Das gibt gar kein solchen Platz nich," sagte der Mann. "Das is man bloß so 'n Schnack in die Gegend, weiter nix."

"Bloß was?" sagte der verwirrte Sam in schwacher Stimme.

"Es is bloß so 'n Schnack," sagte der andere mit seinen Freunden Blicke wechselnd.

"Ich versteh' Sie nich," sagte der Koch. "Wo kann 'n Ort 'n Schnack sein?"

"Ja, das kan von einem Menschen, der nie wohnen tat und der Käppen Piggott hieß," sagte der Fischer, langsam sprechend. "Er war 'n wunderlichen, komischen alten Mann, und der schnappte mal 'n bißchen über und ging nach — oh — Süd-Amerika, war's ja wohl, Dan?"

"Ich glaub' wohl," sagte der Alte.

"Er dacht', er hält' 'ne neue Insel entdeckt," fuhr der Fischer fort, "und er ging an Land und hielt den Union Jack und nannte sie nach sich Piggott's Bay. Wenigstens das is das, was 'ne Leute mir erzählten, als sie nach Hause kamen. Und jetzt, wenn einer 'n bißchen übergeschnappt is, sagen wir, er sucht Piggott's Bay. Das is also so'n Mist hier."

Er fing wieder an zu lachen, und Sam, der mit Bedauern bemerkte, daß er ein großer, starler Bursche war, wandte sich ab und folgte in den Fußstapsen des Kochs, der bereits den Aufstieg an die Klippen begonnen hatte. Auf der Höhe blieben sie an und blickten zurück; Stone-pen Quay sah noch immer.

Einer gemeinsamen Idee von ihrer persönlichen Sicherheit gebend, schlugen sie sich lange einwärts; denn sie zogen eine oder zwei Meilen zehn einer Begegnung mit Dick vor. Zum Sprechen verspürte keiner große Lust, und so trotzelten sie mitsamt gestimmt die staubige Landstraße entlang mit trocknen Lippen und schmerzenden Beinen.

Um sieben Uhr langten sie wieder auf der "Fee-möve" an, und Henry, der allein am Bord war, mit freundlichen Worten und schmeichelhaften Komplimenten begrüßend, brachten sie ihm dahin, einen Tee zu kochen.

"Wo is Dick?" fragte Sam so nebenbei, als er ihn trank.

"Hab' ihn seit Mittag nicht gesehn," sagte der Junge. "Ich dacht', er wär' am Ende mit Gis."

Sam schüttelte den Kopf und ging, nachdem er sein Abendessen beendet hatte, mit dem Koch an Deck, wo er sich den Genüssen seiner behaglichen Siesta hingab. Er müdete von ihren Anstrengungen, bewegte sich keiner von ihnen vor nem Uhr, und stiegen sie mit einem Abschiedsblick in der Nacht auf, von der Dick erwartet werden konnte, nach unten und legten sich schlafen.

Sie ließen die Raume brennen, zur großen Freude hem's, der beim Lesen war, und als es irgendwo in der Stadt zehn schlug, wechselten sie besorgte Blicke bezüglich Dicks Sicherheit über das Logis hinüber. Sicher und warm in ihren Strohen liegend, kan' beiden der Gedanke, daß sie vielleicht doch etwas selbstsüchtig gehandelt hätten. Eine halbe Stunde später blieb Henry plötzlich auf, als etwas Weiches auf Deck sprang und auf das Logis zu gesprungen kam. Im nächsten Augenblick wisch' sein Erstaunen der Entrüstung und er begann hastig zu schnippen.

"Dick!" schrie er mit schriller Stimme, "Dick!" "Halt' den Schnabel!" sagte Dick wütend, indem er sich lehnend auf eine Schiffsliste setzte. "Oh, mein Gott, was hab' ich durchgemacht!"

"Ich muß mich über Sie wundern," sagte Henry freudig, indem er einige Decken aus der Kiste zog und sie über den erschöpften Matrosen warf. "Wo ist Ihr Schamgesäßl, Dick?"

"Wenn Du bloß noch ein Wort sagst, reiß' ich Dich Deinen häßlichen kleinen Kopf ab!" sagte Dick zornig. "Wenn ich kein Schamgesäßl mich haben tät, denn wär' ich bei Tage nach Haus gekommen. Oh, was hab' ich durchgemacht! Was hab' ich durchgemacht!"

"Wo ist Ihr Zeug?" fragte Henry.

"Wie zum Henker soll ich das wissen?" schub der andere ihn an. "Ich ließ es am Strand, als ich 'n Bad nehmen wollte, und als ich wieder an Land kam, war es weg. Ich hab' da auf den verdammt kalten Steinen seit drei Uhr diesen Nachmittag gesessen und keine Seele ließ sich seh'n! Das ist das erste Mal, daß ich Häppchen Gething gesucht hab', und auch das letzte Mal."

"Oh, da sind Sie also drauf los gewesen!" sagte Henry. "Ich hab' Euch ja gleich gesagt, daß ihr bloß Unheil anrichten würdet."

"Du weißt 'n ganzen Posten zuviel für Dein Alter," knurrte Dick, "daß Du Dich nicht unterstehst und Sam und den Koch was sagst, verstanden?"

"Warum nich?" fragte Henry.

"Weil ich Dich sag', Du sollst es nich," sagte Dick ergrimmmt.

"Vielleicht wissen sie's schon," sagte Henry mißt. "Es scheint mich, als wenn Sam in seinem Schlaf horchen tät."

Dick erhob sich und trat an die Strohdecken seiner beiden Kameraden, deren Schlaf er fortfällig inspizierte. Darauf wiederholte er seine Warnung, verschärft durch schreckliche Strafandrohungen für etwaigen Ungehorsam, und stieg dann in seine eigene Stroh, um seinen Kummer zu verschlafen. Er bewahrte sein Geheimnis den ganzen nächsten Tag, aber seine Bestürzung, als er am Dienstag Morgen erwachte und sein Zeug in einem unordentlichen Packet von braunem Papier auf Deck liegen saud, führte zur Offenbarung des Geheimnisses. Er erzählte sowohl Sam wie dem Koch davon, und beide steigen gewaltig in seiner Achtung, als er saud, daß sie die Angelegenheit nicht als Scherz behandelten, wie er gefürchtet hatte. Ja, sie lächelten nicht mal, noch machten sie viel Wesen davon; sie hörten apathisch zu, und sobald er fertig war, sieleu sie, wo sie sohen, in Schlaf, eine Taktik, die sie bei jeder Gelegenheit während des ganzen Tages befolgten.

8. Kapitel.

Die "Seenjöve" lag weitere drei Tage in Galleymouth, in welcher Zeit Dick, nach einem Marsche von zwölf Meilen, alles über Piggott's Bay erfuhr, was nur zu erfahren war. Dieser zweite Steinfall hätte fast ernstlich seine Gesundheit gefährdet, aber als er sich zur Ruhe legte, ließ die Spannung nach.

"Sam," sagte er am folgenden Morgen, "ich hab' darüber nachgedacht, ich bin doch eigentlich recht egoistisch gewesen in die Shudikatsgeschichte. Ich sollt' r mit beigetreten sein."

"Du kannst tun, was Du willst," sagte Sam. "Besser spät, als nie," wandte sich Dick an den Koch, der herbeigekommen war. "Ich will Euch auf die Spur bringen, wie Ihr Häppchen Gething finden könnt."

Des Kochs Miene zeigten Dank und Erstaunen.

"Ich weiß für bestimmmt, daß er an 'n Platz wohnt, der Piggott's Bay heißt, 'n kleinen Platz just hier die Klüste hinauf," fuhr Dick fort. "Wenn Ihr beide heute Abend Lust habt, hinzugeh'n und findet ihn da, denn könnt Ihr jeder zwei Füchse kriegen und gebt mich einen."

"Oh," sagte Sam, ganz starr über diese Frechheit. "Abers das wird' nich hilflich von uns sein, Dick," sagte der Koch. "Wir woll'n Dich doch nich über's Ohr hauen. Die klus Pfund sind Deine."

"Ich will sie nich haben," sagte Dick ernsthaft. "Ich will mir das für bestrafen, daß ich so gern gewesen bin. Wenn Ihr beide hingeh'n wollt und findet ihn, tut Ihr mich 'n Gefallen."

"Na gut, wir wollen denn hingeh'n," sagte der Koch und henchte große Freude.

"Dick hat das Herz auf 'n rechten Fleck, Koch," bemerkte Sam. "Wir woll'n man gleich nach Abendbrot weggehn."

"Ich möcht' Dich gern die Hand drücken, Dick," sagte der Koch herzlich.

"Ich auch," sagte Sam und ergriff seine Hand, "Du bist 'n famoser Kerl, Dick, das is gewiß."

"ne Seele von Mensch," sagte der Koch schmatzelnd.

"Wir woll'n gleich nach'n Tee weggehn, wenn Du mir die Flagge geben willst, Dick," sagte Sam.

"Flagge?" sagte Dick — "Flagge?"

"Na, ja, den Union Jack," sagte Sam, ihm einen erstaunten Blick zuworfend. "Es hat keinen Zweck nich, nach Piggott's Bay ohne den Union Jack zu geh'n. Wüßtest Du das nich, Dick? Und dabei bist Du doch gestern Abend erst dagewesen!"

Er stand gelassen da, auf eine Antwort wartend und blieb Dick ganz betroffen an, als dieser Erzbetrüger in heller Wut nach unten stampfte. Er blug sogar so weit, vorzugeben, er glaube, Dick wäre nach unten gegangen, um die fragliche Flagge zu holen. Er steckte daher seinen Kopf behutsam durch die Luke und sagte ihm, eine Badehose würde auch genügen, wenn er die Flagge nicht finden könnte — eine Verulking, die er gern zurückgenommen hätte, als die Helt für ihn kam, Dick bei Tisch zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Louisiana.

Von J. Wiese.

(Schluß.)

Lima, Verzweiflung, Krankheiten verhinderten die Zahl der unglücklichen Kolonisten auf 30. LaSalle nahm (1687) 16 von ihnen mit sich, um auf dem Landwege wieder nach Kanada zu gelangen.

Aber nach dreimonatlichem, endlosem Marsche tööteten ihn zwei seiner Gefährten, die dann selbst von den Kameraden niedergemacht wurden; die übrigen zerstreuten sich. Einige vereinigten sich mit den Indianern; sechs konnten einen von Tonti an der Mündung des Arkansas zurückgelassenen Posten gewinnen. Tonti war tatsächlich vom Fort St. Louis aus zur Aufsuchung seines Chefs bis zur Mündung des Mississippi hinabgefahren. Nach langem Warten ließ er für ihn einen Brief bei benachbarten Indianern zurück, die ihn 14 Jahre später den ersten weißen Männern, die sie ankommen sahen, übergaben. Die 20 an der Klüste des Gosses zurückgelassenen Gefährten kamen elend um; nur drei oder vier konnten nach Mexiko gelangen. Man weiß nicht einmal, wo das Fort gelegen war. Das war die zeitliche Besitzergreifung, auf die Frankreich sein Anspruchrecht auf Louisiana gründete, und die 150 Jahre später den Vereinigten Staaten gestattete, Texas als einen Teil dieses selben durch Kauf erworbenen Louisiana zu fordern.

Den selben kläglichen "Erfolg" wie der Beginn hatte auch der weitere Fortgang der Kolonisation durch die Franzosen. Noch im Jahre 1723 betrug die Zahl der weißen Einwohner Louisianas nicht mehr als 5000, und das im Jahre 1717 gegründete New-Orleans zählte nur 200 elende, von 400

Menschen bewohnte Häuser. Handel und Ackerbau befanden sich in kläglicher Zustande. Die Pflanzer verzichteten auf den Anbau von Tabak, dessen Ernte ungewiss war; die Indigoerproduktion bestritt sich in den gleichen Jahren auf nur 35 000 Pfund, und was die Baumwolle aubetrifft, so war deren Anbau infolge der Schwierigkeiten, die Seide von den Samen zu trennen, aufgegeben worden. Diese verzweifelte Situation hinderte jedoch den "bereiteten" Lou nicht, die Mississippigesellschaft zu gründen, deren Aktien reizend abgingen. Hatte dieser Finanzmann eine klare Erkenntnis von den Hilfsquellen Louisiana oder spekulierte er lediglich auf die Leichtgläubigkeit seiner Klienten, eine Leichtgläubigkeit, die Entfernung und die Seltenheit ihrer Verbindungen mit der Presse bestehen lassen musste? Diese Frage kann hier nicht entschieden werden; sicher aber ist, daß die Gründung der Mississippigesellschaft die Ausweitung auf jenes Land leiste, das bisher nur der Schanplatz von Ventzlichen einiger Louher Abenteuer gewesen war. Alte Welt sprach damals von einer Kolonie, die für die Aktionäre der Gesellschaft eine wirkliche Hölle mit goldenen Eltern werden müsse. Louisiana, wo nur wenige Ausiedler trotz Privilegien und fleißiger Arbeit sich eine notdürftige Existenz schaffen konnten, verwandelte sich plötzlich in ein wirkliches Eden in der Phantasie derer, die vom Spekulationsieber ergreift waren.

Man kennt das Ende der Mississippigesellschaft, die mit allen anderen Institutionen des Erbauers unterging. Die Compagnie ruinierte ihre allzu gläubigen Aktionäre und disreditierte Louisiana. Diesejenigen, deren Vermögen in der Spekulation verloren gegangen war, rächteten sich, indem sie nur Nebles von der Kolonie redeten, die aus einem Eden in eine Hölle verwandelt worden war. Der Mississippi, dieser herrliche Strom, den die Indianer in ihrer poetischen Sprache den "Vater der Flüsse" nannten, erhielt seinen Teil von den Beschimpfungen und war für die "Mississippiens" nur noch eine Art "Kloake," "angefüllt mit Insekten und giftigen Steppen". Noch 1741 entwarf Loubois, einer der Agenten der französischen Regierung in New-Orleans, ein trauriges Bild von der Kolonie. "Viele Familien," sagt er in einem Bericht an den König, "befinden sich in einem derartigen Zustande des Gleis, daß die Väter nicht wissen, wie sie ihre Kinder ernähren sollen!" 1744 zählte die Bevölkerung der Kolonie nur 3200 Seelen, und die Ausgaben der Verwaltung, die manchmal sich vermehrten, überstiegen schon 50 000 Livres. Dagegen waren die Einnahmen Frankreichs aus der Kolonie gleich Null. Chicanöse Maßregeln und fortwährende Kriege mit den Indianern hinderten jede Entwicklung des Handels und des Ackerbaues. Nur die hohen Beamten bezogen gewisse, beträchtlich bemessene Einnahmen, die sie sich gegenseitig vorwarfen. Der Marquis de Vandrenil, Gouverneur der Kolonie, wurde öffentlich angeklagt, daß er den Kaufleuten das Recht des Handels mit den Indianern verkauft, und die Frau des Marquis de Vandrenil, daß sie das Regierungsgebäude in eine Art Magazin verwandte, aus dem die Kaufleute von New-Orleans ihre Worräte bezogen. Man begreift, daß das Beispiel von so hochstehender Seite Nachahmer finden und die Korruption in alle Zweige der Verwaltung eindringen müsse. Die Offiziere betrieben offen Handel und bedienten sich der ihrem Befehle unterstehenden Soldaten als Sklaven. Die Regierung des Königs schien sich wenig um diese Kolonie zu kümmern. Sterlorce, der dem Marquis de Vandrenil in der Regierung Louisiana gefolgt war, beklagte sich 1757, fünfzehn Depeschen geschrieben zu haben, die sämtlich ohne Antwort aus Paris geblieben seien. Die Indianer waren in heller Aufregung, die Engländer bedrohten die Grenze und die Verteidigung der Kolonie war einigen Kompanien undisziplinierter Soldaten überlassen.

Die Situation wurde endlich so verzweifelt, daß im Jahre 1761 Frankreich sich entschloß, mit Spanien Verhandlungen wegen der Übergabe Louisianas anzuknüpfen; der Vertrag wurde am 3. November 1762 unterzeichnet. Der Vertrag blieb

ein Geheimnis und kam erst 1764 zur Kenntnis der Kolonisten.

Das am Spanien überlassene Gebiet umfaßte eine ungeheure Fläche und erstreckte sich auf der einen Seite von der Mündung des Mississippi bis zur Grenze Mexicos und auf der anderen Seite bis zu den damals noch unerforschten Gegenenden, wo heute die Stadt St. Louis gelegen ist. Die Kolonie hatte 80 Jahre hindurch zu Frankreich gehörte und mehr als 100 Millionen dem Mutterlande gekostet. Diese bedeutenden Kosten waren ohne Resultat geblieben; in dem Augenblicke der Besetzung an Spanien zählte Louisiana nur 13 538 Einwohner, und der Wert der exportierten Waren repräsentierte kaum die Summe von 250 000 Dollars. Solche Zahlen machen die Sorglosigkeit begreiflich, mit der Frankreich seine Fahnen von den Wällen New-Orleans verschwinden sah. Die Kolonisten waren weniger damit einverstanden; sie machten einen Versuch des Widerstandes, der grausam bestraft wurde.

Aber auch Spanien erzielte wenige Resultate in Louisiana. Obwohl damals Spanien noch sein ganzes Prestige in Amerika bewahrte dank seinen Truppen und obwohl es dort ein gewaltiges Reich besaß, das im Norden das antike Königreich Monte-zuma und im Süden fast den ganzen Kontinent umfaßte, so kam doch bald die Zeit, in der mit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten auch deren politisches Neugebiet sich geltend machte. Es mußte ungeheure Anstrengungen machen, um seine Kolonie gegen noch in der Zukunft liegende Gefahren zu schützen. Aber noch näher war die Gefahr, die in Europa selbst sich zu bilden begann. Denn bald erschien auf der Bühne ein Mann, der von Cadiz bis Moskau die Welt durch sein Genie und seine Erfolge in Stauen und Schrecken versetzte.

Napoleon war noch erster Konsul; die Idee, das Reich Karls des Großen wieder herzustellen, beschäftigte ihn noch nicht ausschließlich. Ein Schriftsteller, das ihm von M. de Pontalla, einem ehemaligen Präsidenten von New-Orleans, über Louisiana vorgelegt wurde, erregte die Aufmerksamkeit des zukünftigen Kaisers, der sofort den Gedanken fasste, jenes schöne Land, das Ludwig XIV. so sorglos aufgegeben hatte, wieder zu erobern. Napoleon befaßt sich damals in der Lage, in Spanien zu kommandieren; und die Besetzung Louisianas an Frankreich war eine der Bedingungen des Vertrages, der 1801 geschlossen wurde. Der erste Konsul hätte seine Absichten auf Louisiana nicht ohne Kampf verwirklichen können; eine französische Kolonie in Amerika, wie er sie sich mit einer zahlreichen, den Handel monopolisierenden Bevölkerung dachte, könnte nicht bestehen, ohne einen hartnäckigen Widerstand von Seiten der Vereinigten Staaten, Englands und selbst Spaniens zu finden. Das unternehmende Genie Napoleons hätte allerdings in diesem Unternehmen genügend Nahrung gefunden, um sich mit dem Ziel zu beschäftigen. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man es bedauern, daß der erste Konsul so leicht das Projekt aufgegeben hat, das er gefaßt. Wäre er mit der Verwirklichung dieser Idee allein beschäftigt gewesen, wieviel Blut wäre in Europa nicht vergossen worden!

Einstweilen führten die Spanier die Verwaltung des Landes fort, um Louisiana nicht in die Hände der Engländer fallen zu lassen. Als für Napoleon die Aussicht schwand, die Kolonie gegen England und die Union zu behaupten, ging er auf den ihm von Monroe gemachten Vorschlag ein und verkaufte am 30. April 1804 für 80 Millionen Franks die Besitzungen Louisianas (die heutigen Staaten Louisiana, Arkansas, Missouri, Kansas, Iowa, Nebraska, Minnesota, Montana). Was Louisiana seit seiner Besetzung an die Vereinigten Staaten dank den freien Institutionen, die den Kolonisten so viel Initiative belassen, geworden ist, ist bekannt geugt, und der gewaltige Zuwachs an Länderebiet macht es begreiflich, daß Amerika in diesem Jahre zur Erinnerung an jene für seine weitere Entwicklung so wichtige Tatsache die Weltausstellung in St. Louis am Ufer des gewaltigen Mississippistromes eröffnet hat. —

Schmetterlingsgewächse.

Von Curt Grotewitz.

Gute grosse reiche Blüte von Blumen bringt der Sommer hervor. Wer sich an einem Wegrande, auf einer Wiese oder an einem Main einen bunten Strauß pflücken will, der wird bald eine reichhaltige Auswahl verschiedener Blumenarten zusammen haben. Da hält es schon schwer, sie alle zu kennen und mit Namen zu nennen. Wer aber mit den Pflanzen sich einige Zeit beschäftigt, der wird wenigstens einige große Verwandtschaftsgruppen — Pflanzenfamilien — bald unterscheiden lernen, die Gräser, die Korbblütler, die Lippenblütler und andere mehr. Eine solche Pflanzenfamilie, die überaus leicht zu erkennen ist, und die sich durch sehr eigenartige, meist recht auffallende Blüten auszeichnet, bilden die Schmetterlingsgewächse. Nächst den Orchideen, die allerdings noch seltsamer geformte und im allgemeinen noch prachtvolle Blüten hervorbringen, besitzen die Schmetterlingsgewächse die aquarelle Blumenform in unserer Pflanzenwelt. Sie sind nächst den Korbblüttern die artenreichste Pflanzenfamilie der Erde, an 3000 verschiedene Arten weisen sie auf. In allen Zonen ist diese Familie vertreten, am meisten allerdings in den wärmeren und heißen Gegenden. Bei uns treffen wir zwar allenfalls Schmetterlingsgewächse an, ihre Artenzahl bleibt hier indes hinter der der Korbblütler, Rosengewächse und Gräser etwas zurück. Sie besitzt an 130 Arten.

Eine Pflanzenfamilie, die so formenreich ist, wird sich an sehr verschiedene Bodengebiete angepaßt haben. In der Tat sind die Schmetterlingsgewächse überall verbreitet; sie bilden Bäume und Sträucher in Wäldern, sie wachsen als Kräuter auf Wiesen, sie bewohnen dichte Steppen und fruchtbare Aecker, sie leben in heißen wie in kalten Gegenden. Allein sie bevorzugen entschieden die Wärme und die Trockenheit, sie ziehen im allgemeinen die Nässe und den Schatten. Die schönen aparten Blumen weisen schon darauf hin, daß ihre Träger sich in sonniger, warmer Lage am wohlsten befinden.

Die Schmetterlingsgewächse, die selbst nur eine Gruppe der großen Pflanzenfamilie der Hülsenfruchtgewächse bilden, haben ihren Namen von ihrer auffallenden Blütenform, die man bei einiger Phantasie einem Schmetterling ähnlich finden kann. Jeder hat diese Blüte schon an der Erbse, der Bohne, der Wicke, der Akazie oder an irgend einem anderen Schmetterlingsgewächs gesehen. Sie besteht aus fünf Blumenblättern, von denen je zwei Paar symmetrisch, das eine jedoch ganz individuell gestaltet ist. Dieses letztere ist in der Regel am größten, es bildet einen breiten runden Fächer, man nennt es die Fahne. An seinem unteren Teile umschließt es die Basis der beiden Seitenblätter, die Flügel genannt werden. Und die beiden Flügel wieder bedecken die beiden unteren Blätter, die meistens mit einander verwachsen sind und als der Kiel bezeichnet werden. Die Flügel und der Kiel bilden zusammen eine Art Röhre, in ihr sind die Staubgefäß und die Narbe verborgen, sie gucken an der Spitze des Kiels hervor. Die Blüte der Schmetterlingsgewächse ist ganz offensichtlich nach der Fünfzahl gebaut, den fünf Blumenblättern entsprechen zehn Staubgefäß, und der Kelch, auf dessen Grunde die übrigen Blütenorgane sitzen, ist fünfzählig ausgeschnitten. Die Blüte der Schmetterlingsgewächse ist sicher früher einmal ganz regelmäßig gebaut gewesen, sie mag etwa die Blütenform der Rosengewächse gehabt haben. Nun entwickelte sie sich aber in dem Sinne weiter, daß den Insekten der Zugang im allgemeinen erschwert und nur denen etwas bequemer gemacht wurde, welche den Blütenstaub zu übertragen fähig sind. Bei dem Bemühen der Kärtiere, den Honig zu sammeln, müssen sie sich den Zugang gewaltsam erobern, sie müssen die Blütenorgane gewaltsam zur Seite schieben. Dadurch wird eine Erschütterung der Staubgefäß hervorgerufen, der Blütenstaub fliegt ab von ihnen, die Tiere undern sich gehörig damit ein — und das ist ja der Zweck der Neigung.

Die ursprünglich regelmäßig gebaute Blüte bildet ihre einzelnen Teile individuell aus. Das eine Blatt wurde zu einer großen Kelchblüte, die anderen zu Kronenblüten. Hier wird Honig verzapft, feine, schöne Ware, spottbillig! So billig ist die Sache aber eben gerade bei den Schmetterlingsblüten nicht. Denn die übrigen Blätter stellen einen eigenartigen Mechanismus dar, der die Erzeugung des Honigs zu keiner ganz leichten Arbeit macht. Der Eingang zu den Staubgefäß ist durch die Stellung der Flügel, durch die Wandlung des Kiels durch die verengenden Staubfäden, die außerdem meist in der Nähe verwachsen sind, sehr erschwert. Aber die Schmetterlinge mit ihrem langen Fangrüssel, die kräftigen Beinen, vor allem die Mundwerkzeuge doch zu dem Honig zu gelangen. So weiß denn die Schmetterlingsblüte eine höchst zweckdienliche Anpassung an die Insekten dar, die beim Kontakt suchen den Blütenstaub von Blume zu Blume übertragen sollen.

Ebenso wie die Blüte ist auch das Blatt bei den Schmetterlingsgewächsen sehr hoch entwickelt. Es besteht fast immer aus einem System von Blättchen. In der Regel ist es unpaarig gesiedert. Bisweilen verkürmt indes das letzte unpaarige Blättchen, oder es geht in eine Ranke über, also dann ist das Blatt paarig gesiedert. Mitunter findet sich auch nur ein Paar von Blättchen aus, dann ist das ganze Blatt dreizählig, wie dies beim kleinen Fall ist. Wo wir bei Schmetterlingsgewächsen einfache Blätter sehen, wie z. B. beim Besengrasler, da ist die Einsachheit erst nachträglich durch Verkürzung der Seitenblätter entstanden. Die hohe Entwicklung der Blätter hängt mit der Vorliebe der Schmetterlingsgewächse für warme und lichte Standorte zusammen. Im Schatten, in kalten trübem Klima bleiben die Blätter einfach und ganzrandig, sie suchen mit ihrer ganzen Breite das spärliche Licht aufzufangen. An hellen warmen Plätzen dagegen neigen die Blätter dazu, sich auszuziehen, sich in Lappen zu zerpalten oder gar zu Blattfiedern zu zerteilen.

Charakteristisch für die Schmetterlingsgewächse ist auch ihre Frucht. Sie besteht aus einer Hülse. An der Bohne kennt sie jedermann. Bei der Erbse nennen wir sie Schote. Doch versteht der Botaniker unter Schote eine Fruchtbildung, wie sie den Kreuzblütlern, z. B. dem Hederich, dem Kohl, dem Senf, zukommt. Die Schote hat in der Mitte eine Schließwand, wodurch zwei Fächer in der Frucht entstehen. Die Hülse dagegen ist im Inneren hohl. Sie besteht lediglich aus zwei Blättern, die an den Männerlose mit einander verwachsen sind. Bei der Peper springt die Hülse der Länge nach auf und die an Trägern locker festgefügten Samenkörper fallen heraus.

Die Schmetterlingsgewächse besitzen fast alle ansehnliche Samenkörper, manche, wie die Bohne, Lupine, Rücherobse, sogar recht groß. Diese Samenkörper sind in der Regel rundlich und platt. Sie besitzen jedenfalls keine ausgesprochenen Einrichtungen, die zu ihrer Verbreitung dienen würden. Der Wind kann sie nicht forttragen, und sie besitzen auch keine Haken oder Unebenheiten, durch die sie sich an dem Kleide der Tiere festhalten könnten, um von ihnen verschleppt zu werden. Nur enthalten freilich die Samenkörper der Schmetterlingsgewächse, zum Teil auch ihre Hüllen, einen großen Prozentsatz von Nährstoffen. Sie werden deshalb von vielen Tieren als Nahrung verwendet. Da sie jedoch dabei vernichtet werden und allenfalls nur solche Tiere, die Vorräte sammeln, einmal ein Samenkorn verlieren, so ist der reiche Gehalt an Nährstoffen in den Samen der Schmetterlingsgewächse wohl kaum als ein Mittel zur Verbreitung zu betrachten. Die Samenkörper sind schon meist zu groß, als daß auch nur eines beim Einnahmen durch Tiere verloren gehen und so zur Keimung fern von der Mutterpflanze gelangen könnte. Vor allem aber sind die Samenkörper vieler Schmetterlingsgewächse giftig, wie der Goldregen und die verwandten Cyttisarten, oder sie sind durch Bitterstoffe ungenießbar gemacht, wie bei den Lupinen. Das deutet darauf hin, daß sie sich nicht dahin entwickelt haben, durch

Ein Herkules



kann nicht jeder sein, aber der Schwache, Energielose, der sich immer müde und matt fühlt, dem Glieder und Muskeln weh tun, und der von allerlei Beschwerden geplagt wird, die ein gesunder Mensch nicht kennt, kann kräftiger werden und sich wohler fühlen.

Aufschluss hierüber gibt unser illustriertes Buch. Dasselbe berichtet ausführlich über die Heilkraft der

Elektrizität

und deren Anwendung.

Dieses Buch senden wir auf Verlangen gratis und franko durch die Post an alle, die uns diese Annonce einsenden oder sich auf diese Zeitung beziehen. Bei persönlichem Besuch sind wir zu mündlicher Auskunft jederzeit gern bereit.

The Dr. Mac Laughlin Company
Berlin NW. 58, Friedrichstr. 153 a. Hamburg 93, Grosser Burstah 2/4.

Aerztlich empfohlen! Patent-Kühlkissen D. R. - P.
(Dauer-Kühl-Kompressen mit elektrischem Strom.)
Bestes Mittel gegen Migräne,

Kopfschmerz

überhaupt, Nervosität, eingenommenen Kopf, Schlaflosigkeit, Herzbeschwerden, Entzündungen usw.
M. 2,50, 3,-, 4,-, 5,-. Binde M. 1.

Zu haben in vielen Geschäften, oder gegen Voreinsendung des Betrags und Porto (20 A.) oder gegen Nachnahme direkt bei

Enz & Geyer, Leipzig 9, Breitkopfstr. 12.
Prospekte gratis. — Hyg. Artikel u. patent. Neuheiten.

30 Tage zur Probe

senden wir direkt an Privatkundschaft unsere

Patent-Anker-Remontoir-Cavaller-Uhr

No. 1793, gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages von nur M. 8, inklusive eleganter Etui, und verpflichten uns, innerhalb 30 Tagen die Uhr anstandslos zurückzunehmen und den bezahlten Betrag ohne jeden Abzug zurückzuzenden, wenn dieselbe nicht gefällt. Sie hat echtes Zinn-Zifferblatt (kein Papierblatt), vergoldete Zeiger, Hochfeines, elegantes schwarzoxidiertes Stahlgehäuse, ist genau reguliert, geht 38 Stunden und entspricht allen Anforderungen, die man an eine gute Uhr stellt. Sie übertrifft an Dauerhaftigkeit und gutem Gang selbst viel teurere Uhren, so dass dieselbe jedermann zu empfehlen ist, der eine starke gute Strapazuhör braucht.

Viele Tausende solcher Uhren sind bereits von uns zur vollen Zufriedenheit im Gebrauch, was die täglich massenhaft einlaufenden Anerkennungsschreiben beweisen. — Jeder Uhr wird ein auf die Dauer von 3 Jahren ausgestellter Bürgschein beigegeben, welcher auf die Nummer der betreffenden Uhr lautet und die Unterschrift unserer Firma trägt.

BELMONT & Co.

Industrie :::
BERLIN C., Königstrasse 46B
Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. Gold- und Silber-Walz- und Prägwerk. Engros-Export nach allen Ländern.
Unser Pracht-Katalog enthält ca. 200 Kunstabseiten mit vielen Tausend Illustrationen in 4-Farbdruck von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren. — Speziallisten gratis und franko.

Nur 8 Mark.

30 Tage zur Probe

versenden wir um jedermann Gelegenheit zu geben, sich von der Güte unserer Waren zu überzeugen, unser **Silberstahl-Rasermesser** No. 30, fein hohl geschliffen, fertig zum Gebrauch, mit Etui pro Stück M. 1,50 unter fünfjähriger Garantie. Besteller verpflichtet sich, den Betrag binnen 30 Tagen einzuzahlen, oder das Messer retournieren. Also kein Risiko!

Mehr als ein Stück versenden wir nur unter Nachnahme. — Namen in Goldschrift pro Stück 10 A. mehr.

Umsonst wir unser. Hauptpreiskatalog, neueste Ausgabe mit za. 2000 Abbildungen über

Stahlwaren, Lederwaren, Gol und Silberwaren

waren, sowie viele Neuheiten.

Gebr. Wolfertz, und Versandgeschäft, Wald b. Solingen No. 20.

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperformen durch unser Oriental-Kraftpulover, preisgekrönt, goldene Rebaillie Paris 1900. Hygiene-Ausstellung und goldene Rebaillie Hamburg 1901; in 6-8 Wochen bis zu Pfund Gewichtnahme, garantiert unzähllich. Streng rei - kein Schwund. Viele Dantenschreibens. Preis: Karton M. 2. Postanweisung o. Nachnahme mit Gebrauchs- anweisung. Hygienisches Institut D. Franz Steiner & Co. Berlin 170, Königgrätzerstrasse 78.



Für den Inseratenten verantwortlich: Rich. Cohen in Hamburg. — Druck und Verlag: Hamburger Buchdrucker und Verlagsanstalt Auer & Co. in Hamburg.

GÖRICKE'S WESTFALEN-RAD GÖRICKE'S MOTOR-RAD



WATERLOO-EINER DER STÄDTE-MOTORRAD VERTRIEBEN IN ALLEN BIELEFELDER MASCHINEN-FAHRRADWERKE AUG. GÖRICKE, BIELEFELD GEGRÜNDET 1874 JAHRESPRODUKTION 25000 FAHRRÄDER CA. 700 ARBEITER

Rasermesser von unerreichter Güte und Schnittfähigkeit empfohlen.
Fritz Hammesfahr, Fabrik und Versandhaus, Foch b. Solingen.



D.R.-G.-M. Nur bei mir zu haben.
Kronen-Diamant-Stahl M. 3,25
Kronen-Silber-Stahl M. 2,25
Fertig zum Gebrauch m. Etui. Für jedes
Rasierpinsel, Rasierschalen d. M. — 50, Oefabzleiste M. 2,50, Schärfmasse
M. — 30, Rasierschalen M. — 50, Rasier-Garnitur komplet in f. Etui M. 8. Versand
geg. Nachn. Katalog mit üb. 3000 Abb. bitte zu verlangen franko u. umsonst.

Hamburger Militär-

dienst-Müssteuer- und Lebens-Versicherungs-Gesellschaft
auf Gegenseitigkeit in Hamburg.

Unübertroffene, fulante Versicherungsbedingungen.
Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit
der Polcen. Riesen frei auf der ganzen Erde. Kriegsrisko ohne
Extraprämie. Höchste Dividenden in Erlebensbranche. Garantierte
Ermäßigung der Prämien in Leben von zwei Jahren an. — Man
wende sich an die Direktion in Hamburg.

PARADE-Fahrräder

sind unbedingt die besten und trotzdem
ausserordentlich billig. Haben Sie Be-
darf in Fahrrädern u. Fahrradbestand-
teilen, so fordern Sie meinen Hauptkatalog,
der Ihnen kostenlos zugestellt wird, derselbe bietet
reichhaltige Auswahl bei allerbilligster Preissetzung.

A. ROSE MAGDEBURG.

Ich will

leben Raucher von der Preiswürdigkeit meiner billigen und beliebten Fabrikate
überzeugen, daher offeriere ich als Probe:

1. 100 Universal Nr. 73	M. 0,00
2. 100 Havannilos Nr. 18 B	1,00
3. 100 Abres } in Goldfischen mit	1,80
4. 100 Reclamo } hochfeine Ausstattung	1,90
5. 100 Big. Krakowit Nr. 5	1,80
6. 100 persch. gute Fabrikate in 8 Sorten	2,22

Summa inlf. Porto M. 8,82
Damit jeder die Probe recht billig erhält, versende diese 600 Zigarren ic. fast
ohne Verdienst für nur M. 7 franko per Nachnahme und füge ein schönes Lieber-
buch zum Andenken gratis bei. Garantie: Nachnahme oder Umtausch. Bitte ge-
bald zu bestellen bei: **P. Pokora**, Zigarrenfabrik, Neustadt, Westpr. Nr. 204 F.



50,000 Geradehalter-Träger

im Gebrauch. 1000 de Anerkennungen.

Neueste Erfindung für eine gesunde militärische Sättigung. Kein schmerzender Druck. Für Herren, Damen und Kinder. Ohne Beihälse anzulegen. Hosenträger entbehrlich. Aeratisch empfohlen. Höchst beachtenswert bei ständiger Arbeit. Größe I (bis 60 cm Brustumfang) M. 9. Gr. II (bis 75 cm) M. 3,50. Gr. III (bis 100 cm) M. 4. Auch Extramode. Versand gegen Nachnahme. Aufland vorherige Kasse oder Marfen u. 40 A. für Porto. Bei Nichtkonvenienz wird Betrag rückvergütet. **Walthes & Wagner**, Frankfurt a. M., Goetheplatz 90.

Die geschätzten Leser bitten wir, bei Anfragen, Bestellungen von
Preislisten und bei Aufträgen stets auf die
„Neue Welt“ Bezug nehmen zu wollen. „Neue Welt“, Abteilung für Anzeigen.

Reeller Neben-Verdienst ohne Risiko u. Einsatz! für Jedermann!
Max Schmitz LEIPZIG-R.90
für Wiederverkäufer 1. Dose M. 2,50.
20 Flaschen kostet überall hin M. 7.
Laboratorium P. Seifert
Dittersbach No. 10 b. Waldenburg (Schles.).



Eleonore Duse mit Lenbachs Töchterchen Marion.

Nach dem im Besitz der Kunsthändlung Hermes & Co. in Frankfurt a. M. befindlichen Pastellgemälde von Franz Lenbach.

Verschleppung verbreitet zu werden. Wenn neuerdings der Mensch viele Hülsenfrüchte wie Erbsen, Wicken, Bohnen, Linsen, Kichererbsen im großen anbaut, so tritt er dadurch allerdings gewaltig zur Verbreitung dieser Schmetterlingsgewächse bei, und es ist lediglich der reiche Nährstoffgehalt der Samen, um dessen willen er sie anbaut, aber die Kultur dieser Gewächse ist doch noch zu jung, als daß man annehmen dürfte, es habe in der Entwicklungstendenz dieser Schmetterlingsgewächse gelegen, durch Ausbildung nahrhafter Früchte die Verbreitung durch den Menschen zu erlangen.

Für uns in Deutschland sind diejenigen Schmetterlingsgewächse, welche wir im engeren Sinne als Hülsenfrüchte bezeichnen, am wichtigsten. Die meisten von ihnen sind wickenartige Pflanzen. Diese bilden nämlich eine streng zusammengehörige Untergruppe in der großen Familie. Sie sind dadurch gekennzeichnet, daß sie paarig gesiederte Blätter besitzen. Das letzte Blättchen der Fieder hat sich nämlich in eine Nauke umgewandelt, vermittelst deren die Pflanze sich an Nachbargewächsen festhält und an ihnen emporklettert. Es sind meist zarte zierliche Pflanzen, diese Wickegewächse, sie können sich von selber nicht aufrecht erhalten. Sie ersparen sich die Ausbildung eines starken Stengels; da sie sich aber nach Licht und freier Luft sehnen, so bedienen sie sich ihrer Ranken, um an anderen Gewächsen emporzusteigen. Der Typus dieser Pflanzengruppe ist die Wicke. Es gibt deren in Deutschland eine größere Anzahl von Arten. Die bekannteste von ihnen ist die Futterwicke. Sie ist ein kleines Kraut mit meist siebenpaarig gesiederten Blättern und lila und purpur gefärbten Blüten. Ihre rundlichen, oben abgeplatteten Samenkörner, die in einer langen, schmalen, gelbbraunen Hülle stecken, bilden eine gute Nahrung für Geflügel und in geschrotetem Zustande ein ausgezeichnetes Maßfutter für Großvieh. Die Futterwicke liefert aber auch in ihrem Kraut ein ausgezeichnetes Futter, das an Güte dem Klee nahe kommt. Überhaupt sind alle krautartigen Schmetterlingsgewächse vortreffliche Futterpflanzen. Wir werben dann, wenn wir auf die Kleegewächse zu sprechen kommen, noch besonders den speziell landwirtschaftlichen Wert der Schmetterlingsgewächse würdig. Dann werden wir auch verstehen können, warum eine andere Wickenart, die violett blühende, dicht behaarte Zottewicke neuerdings vielfach angebaut wird. Auch diese Wicke liefert obendrein ein gutes Futter. Man säet sie vor Beginn des Herbstes aus und macht sie im Mai des folgenden Jahres ab, um sie als Grünfutter zu verwenden.

Sind die eigentlichen Wicken vor allem Futterkräuter, so haben mehrere andere wickenartige Pflanzen, vor allem die Puffbohne, die Erbse und Linse eine hohe Bedeutung für die Ernährung des Menschen. Die Puffbohne wird von vielen zu den eigentlichen Wicken gerechnet. In ihrer äußeren Form unterscheidet sie sich aber von ihnen sehr. Sie ist eine wichtige, plumpfe Pflanze. Das Endblatt ihrer Blattfiedern ist zwar auch verkümmert, aber es hat sich in keine Ranke verwandelt. Die Puffbohne besitzt einen so starken Stengel, daß sie allein aufrecht stehen kann und sich nicht an die Nachbargewächse anzulehnen braucht. Die Puffbohne, die auch Pferde- oder Sanbohne genannt wird, gehört also nicht zu den eigentlichen Bohnen, sondern zu den Wickegewächsen. Ihre großen, dicken Samenkörner werden in manchen Gegenden zu einem beliebten Gericht zubereitet; die Puffbohne ist eine sehr alte Kulturspflanze, die schon in prähistorischer Zeit angebaut und auch im Altertum zur Bereitung von Brot, Kuchen und Gemüse verwendet wurde. Eine sehr abnormale Farbe besitzen ihre Blüten, sie sind nämlich schwarz und weiß, eine Farbenzusammensetzung, die in der Pflanzengewalt sehr selten ist.

Die größte Bedeutung kommt indes der Erbse zu. Sie ist eine Pflanze, die ebenso bekannt ist, wie Roggen und Weizen, Hafer und Gerste. Sie wird im großen angebaut, allerdings nur in den guten Ackerbaugegenden, während sie da, wo nur Roggen und Kartoffeln gedeihen, höchstens in Gärten gezogen wird. Auf den Feldern wird meist die

sogenannte Ackererbse angebaut, bei der nur der Stiel weiß, die Blüte dagegen blauviolett und die Flügel purpurrot sind. Im Garten dagegen findet man nur die Varietät mit gänzlich weißen Blüten. Die seltsam ausgebildete Erbse liefert die bekannte Hülsenfrucht, die neben Bohnen und Linsen die gehaltvolle Pflanzennahrung unserer Zone ist. Wegen ihres hohen Eiweißgehalts vermag sie das Fleisch zu ersetzen. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß sie, wie die anderen Hülsenfrüchte, ziemlich schwer zu verdauen und darum sich als Speise besser für körperlich stark arbeitende Menschen eignet als für die Mehrzahl der Städter, die eine sitzende Lebensweise führen oder doch wenigstens sich körperlich nicht allseitig ausarbeiten können. Die Erbsen, die im Garten gezogen werden, liefern frisch im Sommer ein beliebtes grünes Gemüse. Die „Schoten“ werden aber auch roh gegessen, man genieht entweder nur die Kerne oder auch die ganze Hülse. Bei den sogenannten Zuckererbosen besonders sind die Hülsen so zart und fleischig, daß sie namentlich von Kindern gern im ganzen verspeist werden. Von den Gartenerbsen gibt es eine Menge Sorten. Nach der Größe unterscheidet man die Kürbiserbsen von den Stapelerbsen. Die erstenen bleiben niedrig, sie werden kaum Fußhoch. Dagegen erreichen die Stapelerbsen eine sehr respektable Höhe, sie müssen deshalb durch in den Boden gesteckte Metallstangen aufrecht erhalten werden. An diesen gewinnen die Ranken eine feste Stütze, während die Pflanzen zusammenrücken und wenig Ertrag liefern würden, wenn sich nur Pflanze an Pflanze festhalten könnte. Die Erbse besitzt ein sehr helles weißliches Grün, ihr Stengel ist fast ganz weiß. Ihre Fiederblätter bestehen aus zwei bis drei Blättchenpaaren und enden in einer verzweigten fadenförmigen Ranke. Wo das Fiederblatt am Stengel feststeht, da stehen zwei große Nebenblätter. Solche Nebenblätter besitzen die meisten Schmetterlingsblätter, bei den meisten sind sie indes klein, so daß sie weniger beachtet werden. Noch etwas auffälliges kann der aufmerksame Pflanzenbeobachter an der Erbse, wie auch an manchen anderen Schmetterlingsgewächsen bemerken. Wenn sie feint, so treten gleich die Fiederblätter aus der Erde hervor, nicht die beiden Keimblätter, wie das sonst in der Regel bei der großen Pflanzenabteilung der Dikotyledonen der Fall ist. Allein die Erbse bildet trotzdem keine Ausnahme von der Regel. Auch sie besitzt zwei Keimblätter, doch bleiben diese unter der Erde, und aus dem Boden treten sofort die wirklichen Blätter hervor.

Während die Erbse in ihrem Neukerzen weniger den Wicken ähnelt, hat die Linse wieder ganz das Gepräge ihrer Verwandten. Sie ist eine kleine bescheidene Pflanze, klein in ihren Blättern, Blüten und Hülsen. Aus sechs und mehr Blättchenpaaren setzt sich ihr Fiederblatt zusammen, ihre Blüten sind weißlich und haben blaue Akzente, die blauen Hülsen enthalten nur zwei Samenkörner. Erst spät im Jahre werden bei uns die Hülsen reif; in früheren Jahren hat es überhaupt seine Schwierigkeit, gut ausgereifte Linsen zu ernten. Deshalb wird diese Hülsenfrucht nur in milderen Gegenden auf Gelbern angebaut. Dort ist auch die Ertragsschwäche größer als bei uns. Die Samenkörner bilden sich schöner aus und die ganze Pflanze ist dort fruchtbare. Die Linse wurde schon in alten Zeiten häufig angebaut, sie gehört gleich unseren Getreidegräsern zu den ältesten Kulturspflanzen der Menschheit.

Zur Gruppe der Wicken gehört auch die Kichererbse, die in Südeuropa eine so wichtige Rolle spielt. Mit unserer Erbse hat sie nicht viel gemein. Allenfalls haben ihre Früchte etwas Erbsenähnliches, aber sie sind größer, und wenn schon kugelig, so haben sie doch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kopfe eines Widder, dessen Hörner dicht anliegen. Der römische Schriftsteller Plinius bezeichnet die Kichererbse daher auch mit einem Namen, der nach dem lateinischen Worte für Widder gebildet ist. Bei uns reift diese Hülsenfrucht schwer, auch finden wir die Körner zu groß und unverdaulich. In Südeuropa dagegen wird die Pflanze im großen angebaut. Die Körner werden nicht nur im reifen Zu-

stande gekocht, sondern auch roh wie bei uns die Schoten gegessen. In Spanien besonders stehen die Garbanzos, wie sie dort genannt werden, in hohen Ehren; sie werden auf den Straßen feilgeboten, grün sowohl als auch aufgekocht, und sie werden dort zur Stellung eines ständigen Appetits eben so gekauft, wie in Paris die Pommes frites oder in Deutschland die warmen Wurstschen. Die Kichererbse ist eine niedere Pflanze vom Aussehen einer Wicke, doch ist sie unpaarig gesiedert. Die Blüten sind weißlich oder rot und die etwas aufgebläschten ovalen Hülsen enthalten nur zwei Samenkörner, die Kichererbse wächst im Orient wild, von hier ist sie schon in alter Zeit nach Südeuropa gekommen.

Neben der Erbse und der Linse gilt bei uns die Bohnen als wichtigste Hülsenfrucht für menschliche Nahrung. Die Bohnengewächse bilden eine besondere Gruppe der Schmetterlingsblätter. Sie keimen in dicken, nicht blattartigen Kotyledonen, ihre Blätter sind meist unpaarig gesiedert oder dreizählig zerteilt und ihr Stengel pflegt zu winden. Sie klettern also mit ihren Trieben schraubenförmig an einer Stütze in die Höhe, während die Wicken vermittels ihrer Ranken sich nur an der Stütze festhalten, mit ihrem Stengel dagegen frei in die Höhe streben. Die Bohnengewächse sind ausländische Pflanzen, kein einzelnes von ihnen ist bei uns ursprünglich heimisch. Aber die Gartenbohne ist bei uns zu einer bedeutenden Kulturspflanze geworden. Sie stammt aus Amerika. Sie ist gegen sie ebenso empfindlich wie die Gurke. Deshalb darf sie nicht vor Mai ins freie Land gesetzt werden, und oft geschieht es, daß ein selbst leichter Spätfrost sie vollständig vernichtet. Ursprünglich war die gemeine Bohnen eine windende Pflanze. Heute gibt es aber auch Spiarten, die ganz niedrig bleiben und deren Stengel gar nicht windet. Die Körner bestehen aus nur einem Endblättchen, es sind aber ziemlich große, massive Organe. Die Blüten sind für Schmetterlingsgewächse ziemlich klein, ihre Farbe wechselt sehr, wie auch die Samenkörner, die in großen, langen Hülsen stecken. Im Gegensatz zur Linse, Kichererbse und selbst der Gartenerbse ist die Bohnen sehr ertragreich. Es gehören nicht viel Pflanzen zu einem Gericht „grüne Bohnen“, und die großen, dicken Samenkörner fallen ebenfalls sehr bald einen Familienkochtopf. Dabei ist die Kultur der Bohnen sehr leicht. Abgesehen von ihrer Frostempfindlichkeit ist sie ein beschleunigtes Kulturgewächs, das auch auf ungedüngtem Boden noch gut gedeiht. Eine andere Bohnenart ist die türkische oder Feuerbohne. Sie ist der gemeinen Bohnen sehr ähnlich, aber sie besitzt schöne große, meist hochrote Blütentrauben. Um dieses Schmuckes willen wird sie in Gärten häufig ausgesät, um Laub zu und Bäume zu umwinden. Sie stammt aus Südamerika. In ihrer Heimat und in südländlichen Ländern ist sie eine ausdauernde Pflanze, aber bei uns erfriert sie im Winter, deshalb kann sie bei uns nur einjährig kultiviert werden.

In Südamerika und in Ostindien werden auch noch andere Bohnenarten angebaut. Zu den Bohnengewächsen, aber zu einer anderen Pflanzengattung, gehört auch die japanische Sojabohne, sowie der indische Bohnenstrauch, die beide ebenfalls essbare Hülsenfrüchte liefern, in unserem Klima aber den Kuban nicht lohnen. Dagegen ist ein anderer Strauch, der zu den Bohnengewächsen gehört, bei uns hier und da verbreitet, die Bissarie oder Glycine. Das ist eine herrliche, in großen blauen Trauben blühende Schlingpflanze. Sie ist etwas empfindlich gegen Kälte und wird daher meist nur an sonnigen Wänden zur Bekleidung von Hause und Einfassungsmauern angepflanzt.

Wir haben schon bei den Wickegewächsen gesehen, daß sie nicht nur für Menschen, sondern auch für das Vieh eine treffliche Nahrung bilden. Auch die Bohnen werden von Kind und Pferd und Schaf und Ziege gern gefressen; nur gibt man ihnen höchstens die Überreste, das dürrer Stroh dabei. Das andere behält der Mensch wohlweislich für sich.

(Schluß folgt.)

Cyrill Wallenta.

Erzählung von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Wallenta schlug ein. Was für eine Kraft nur in seinem Händedruck war! Madlena konnte ihre Hand durchaus nicht losmachen und bekam nur Herzschläfen und einen kurzen Stein von ihren Beinlähmungen. Er aber stand vor ihr mit voll aufgeschlagenen Augen und mit einem eignungsmässigen, lauernden Zug um die Lippen. Inseicht schlagen sollte man ihn dasstir, dachte sie, und hob die freie Hand zu einer milden Armbewegung. „Ihr müsst mich nicht so ansehen, Wallenta,“ flüsterte sie.

Er neigte sich ihr zu, wie um sie besser zu hören: „Und warum nicht?“

„Ich leid's nicht. So steht man keine Frau an.“

Er antwortete nicht. Nur fest hielt er sie, und sie war immer schwächer und bestommener dabei. Wenn der Wagen nur käme dachte sie. Und es glich wie ein Zug von seiner Mechten zu ihrer, ein Zug, der sie irgendwohin riss, dem sie gegen ihren Willen folgen musste. Wenn sie nur etwas gewusst hätte, womit dieses sonderbare Rätseln verdecken, das sie so empörte. Und nun stand er hart an ihr: „Nub mein Lebteld, Madlena?“

Es war spät abends, als der Wagen hielt und der Bauer mit Almetschka heimkam.

Man aß zu Nacht, wie sonst. Das Kind ward zur Ruhe gebracht. Zapletal aber war sehr vergnügt. Das System Wallentas begann sich zu bewähren. Schon hatte der Graf erklärt, diese Händel seien ihm ekelhaft und verleideten ihm seinen ganzen Besitz trotz der ausgezeichneten Jagd. „Ein Kerlchen bist Du, Cyrill! Lässt sich immer wieder was einfalten. Nur vorwärts!“ Und er schlug ihm wohlwollend auf die Schulter.

Cyrill und die Frau zückten zusammen. Der Bauer flügte, schwadronierte aber weiter. Wie behauken war er vor Aufregung und argwöhnisch, wie ein Veranschalter, der so weit seiner mächtig ist, um sich zu fürchten, man könne seinen Zustand missbrauchen und ihm was antun wollen. Es kam langsam etwas Stockendes in seine Veredsamkeit und ein Verdacht in seine Augen. Wallenta saß schweigend und wenig aufmerksam da und schielte immer wieder nach der Bäuerin. Der fielen die Haare tief in die Stirn. Die Augen glühten, und etwas sehr Entschlossenes war an ihr.

Endlich ging man aneinander. Madlena leuchtete dem Burschen. Draufan aber, da sie ganz allein waren, neigte sie sich zu ihm: „Wir sind in Todsfünde, Cyrill.“

Er lachte und haschte ihre Hand, die sie ihm müde ließ: „Dann gibt's viele Todsünden auf der Welt.“

„Lach' nicht. Wir werden's büßen müssen. Du oder ich oder ein anderer . . .“

„Dann am liebsten ein anderer.“

Sie erschrak: „Lach' nicht. Ich bin das Weib Deines Gevatters.“

„So nehm' ich's ganz auf mich.“

Sie schüttelte den Kopf. Alsdann verschloß sie das Tor und ließ den Wachhund los. „Nachdem der Dieb draußen ist,“ fiel ihr ein. Sie machte ihren Hundgang nach Feuer und Licht, wie immer, nur langsamer als sonst, ehe sie zu ihrem Gatten trat, der immer noch ganz versunken in die Kerze stierte und allerhand vor sich hinbrummelte: „Komm' endlich schlafen, Cajetan.“

Er ließ sich unwillig genug, wie ein grünendes Kind, führen. Er hinkte neben ihr her mit schmerzlich zusammengekniffenen Lippen, feig vor jedem Tritt, oftmals ruhend und immer wieder fragend: „Was hast Du mit Cyrill zu wispern gehabt?“

„Nichts hab' ich mit ihm gewispert.“

„Du lügst wie der Teufel.“

Sie entgegnete nichts, war ganz Unruh. Er stierte immer an ihr empor, und es drängte sich ihm ein böses Wort aus dem Herzen. Er würzte förmlich daran: „Du . . .“ Sie legte überlegen

die Hand auf seinen Mund und führte ihn also, trug ihn behutsam in die Schlaftimmer.

*

Es war ein sehr süßes und trauriges Leben für alle, das nun begann. Denn im Bauern stand mit einer unerschütterlichen Gewissheit fest, es sei wirklich geworden, wovor er sich so lange gefürchtet.

Einen Beweis dasstir fand er darin, daß der Wallenta niemals mehr bei ihnen übernachten wollte. Es mochte noch so süß Wetter sein und die Verhandlung noch so lange gewährt haben — er ging zu ihrem Abschluß fort. Dies geschah aber auf Befehl der Madlena, die ihn nicht mehr unter ihrem Dach dulden wollte.

Auch horchte der Zapletal mit einer fransen Neugierde nach jedem Tratsch im Dorf. Und alles, was geschah oder unterblieb, dentste er sich natürlich nach seinen Meinungen oder geheimen Kenntnissen. Man wußte noch nichts — ja, das waren zwei ganz durchtriebene, die jeden Pfiff und Schliff kannten, und die Welt würde einmal schon noch über ihre Niederträchtigkeiten erstaunen. Oder auch — es war selbstverständlich alle Welt mit ihnen im Bunde gegen ihn.

So ein Alter! Ja freilich, wer hat mit ihm Mitleid? Was so einem Alten geschieht, das geschieht ihm nur ganz recht. Was braucht er eine Junge zu nehmen? Das war immer so gewesen, und er selbst, da er noch Sprunge wagte, hatte es doch auch nicht viel anders getan. Es war genug, wenn man sein Kinderspiel nur vor ihm verdeckte und ihm nicht ins Gesicht lächle. Und wie, wenn man ihn einmal fast hätte und gar keine Mühsicht mehr nehmen wollte auf ihn? Er war doch wehrlos. Und dann gab es doch Willverschen, ganz weiß und süß wie Zucker. Wenn man damit seine Speisen würzte, den hungerte es bald nicht mehr.

Er traute ihnen allerdings so etwas nicht zu. Denn die Madlena war früher immer brav gewesen. Er wußte es nun ganz bestimmt und schwieg in der Erinnerung an ihre vormalige Bravheit, an die er doch nie hatte so recht glauben wollen. Ist ein Weib aber erst einmal schlecht, so weiß man gar keine Grenze. Und es gab Exempel. Er selbst war doch einmal Geschworener in einem solchen Fall gewesen, der dem seinen ganz verzweifelt ähnelte.

Nahm er aber seinen Stecken und jagte die Frau zu allen Tenseln — gut, aber er hatte doch nicht den kleinsten Beweis gegen sie und machte höchstens offenbar, was besser verborgen blieb vor aller Augen. Und dennoch war jene lästerne Rennierde in ihm. Er zupfte beständig an dem Tuch, hinter dem seines Hauses Geheimnis schlief, ob es erwache, ob jemand auch nur ahne, was sich dahinter verstecke.

Mit dem Burschen abrechnen? Ja — auch das war nicht so einfach. Er konnte doch nicht wissen, ob er die beiden damit nicht erst recht zu einem verzweifelten Schritt trieb. Denn er dachte sich ihre Leidenschaft groß, wie das einer immer tut, hinter dem berlei schon lange genug liegt. Und dann, er brauchte den Wallenta, brauchte ihn nun mehr als je, da sich doch manches große Unternehmen dem Abschluß näherte, von dessen ganzen Absichten er allein wußte. Mit ihm, seinem unermüdlichen Scharffinn war's möglich. Ohne ihn fiel's in sich zusammen wie ein Kartensack. Und nun hatte er den Burschen so lange geflüstert, auch mit Bissen, die ihm durchaus nicht angedacht gewesen.

Sollte er nun nicht nur gespött, auch geprellt sollte er sein? Nein — für solche Scherze war Cajetan Zapletal nicht. Den Spott trug er — der war anderen schon widerfahren. Den Schaden aber noch dazu? Das stand ihm durchaus nicht zu Gesicht. Sich des Wallenta bebenden, bis zum Ende, und hernach eine Rechnung mit ihm halten, in der kein Posten und kein Heller vergessen war. Darauf verstand er sich doch! Und diese Hoffnung, die schöne

Erwartung dieser elben Stunde war ihm in aller Seiner Pein eine Freude, die er ganz allein genoß.

Die Madlena aber war aus dem Gleichgewicht gekommen. Sie hatte gehofft, den Wallenta abschlütteln. Stand sie ihm aber gegenüber, dann lächzte immer wieder die gleiche Schwäche, der sie damals erlegen. Sie betete viel und trautete sich dennoch nicht zur Beichte. Auch schlich ihr der Bursche überallhin nach, und tauchte vor ihr auf, wenn sie sich dessen am wenigsten versah und ganz allein war. So nutzte sie denn trachten, des Kindes ledig zu sein, so viel es nur gling. Sie übergab es einer Magd; die mochte Almetschka durchaus nicht, denn sie gesellte sich nur sehr ungern zu einem Freunden und war also mit dem Mädchen sehr häßlich. immer wieder versuchte sie's, der Mutter nachzuschleichen, immer wieder wurde sie hart angelassen dasstir und entfernte sich dennoch so schwer, so zögernd! Oftmals, weil Madlena sich in schlummernde Gedanken durch sie aufgeschreckt sah, war sie zur Unzeit heftig und ungerecht gegen sie. Nieber erdroschte sie das Kind mit einer Bärtschheit, deren es nicht gewohnt war.

Sie trug die Namen des Gatten mit einer unendlichen Geduld. Es war ihr, als bestünde darin ein Teil ihrer Seele, und je mehr und flagloser sie auf sich nehme, desto besser für alle. Denn er war unfähiglich erschöpferisch in hämischem Bemerkungen. jedes Kleid, das sie an hatte, gab Auslass dazu. Etwas durchaus Schamloses war in ihm erwacht, und es behagte ihm, sie damit zu verwirren. Es gab wüste und abscheuliche Szenen voll eines unermeßlichen, niedergehalsteten, unterdrückten Großes, unter denen das Kind sehr litt, dem man sie nicht ganz verbergen konnte. Denn schob sie es aus der Stube, sowie sich der Sturm ankündigte, so fuhr er auf und tobte, ob man ihm auch schon Almetschka nehmen wollte. Und wieder ein andermal ging sein Verdacht zurück bis in die ersten Zeiten ihrer Ehe. Und er befürchte damit selbst das Kind. Es könnte in der Hölle nicht schlimmer sein, mußte sie sich oftmals denken. Und ein finsterner Glauben erwachte in ihr.

Sie hatten sich arg versündigt. Und, so tief sie darunter litt, sie war zu schwach, sich dieser Sünde abzutun. Es war auch nicht möglich unter diesen Verhältnissen, wo sie Tag um Tag mit Cyrill sich treffen, an einem Tisch mit ihm sitzen, seine Nähe erleiden mußte. Ungeahndet aber konnte so etwas auch nicht bleiben. Wen aber möchte die Vergeltung treffen? Sie konnte in ihrem Mann bestraft werden und hätte das trotz alledem nicht leicht empfunden. Aber näher lag das Verhängnis über dem Wallenta als dem eigentlichen und überdies unbefähigten Urheber aller Verwirrungen, und sie meinte, ihn sterben sehen zu können, ohne mit einer Wimper zu zucken. Eben darum traf es ihn wohl nicht. Oder es ereilte sie, als die Mischuldige. Wie aber? Der Tod wäre ihr beinahe willkommen gewesen, und sie dachte nur nicht an Selbstmord, weil man ein böses Vergehen nicht durch ein noch schlimmeres, nicht mehr zu bereuendes gutmacht. Oder es konnte Almetschka treffen und in und mit dem Kind sie vernichten. Dachte sie so weit, dann kniete sie vor ihr nieder: Almetschka — mein Engelchen.

Brach ab, schwäzte ganz verstört. Denn Kinder, die kinderrein sterben, gehen als Engelchen ein in die Freude des Herrn und bitten für die Vergehen der Eltern.

So wurde dem Wallenta der Gang zu seinem Gevatter täglich schwerer.

Er sah sogar kein freundliches Gesicht mehr. Das Kind haschte ihn offen und machte nicht im mindesten Hehl daraus. Wie eine Wildkatze fauchte es ihn an, die sich wohl strählen läßt, aber immer nur auf den günstigen Augenblick zu einem Krallengriff dabei lantert. Ihm tat diese Abneigung ordentlich weh.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Nacht.

Nacht umhüllt
Mit wehendem Flügel
Täler und Hügel,
Ladend zur Ruh'.

Und dem Schlummer,
Dem lieblichen Kinde,
Leise und kunde
Flüstert sie zu:

„Weist du ein Auge,
Wachend in Kummer,
Lieblicher Schlummer,
Drücke mir's zu!“

Fühlst du sein Zischen?
Ahnest du Ruh'?
Alles deckt Schlummer,
Schlummer auch du. —

Gottparzer.



Eleonore Duse mit Lenbachs Töchterchen Marion.

Von den zahlreichen Werken, die Lenbach hinterlassen, heben sich jene feinen Pastellzeichnungen heraus, in denen er mit sparsamster Verwendung der Farben und nur mit wenigen Strichen einen Menschen hinstellt. Nicht das Neuherr fesselt ihn und jenes zufällige Drum und Dran, das den Charakter und die Seele nur verhüllt. Er lauscht darauf, diesen Ton des innerlichsten Wesens zu vernehmen. Und ist es ihm gelungen, diese Geste zu erfassen, dann geht sein ganzes Streben darauf, sein Modell mit allen Mitteln der Unterhaltung und der Suggestion in dieser Stimmung, in dieser Stellung, in diesem konzentrierten Ausdruck zu erhalten. Und dann beschränkt er die Linienführung auf ein Minimum von Farbe, sieht nur hier und da einige aufhellende Striche hin, läßt nur die Hauptfarbe in vollem Licht erscheinen, während das andere sich in ardentende Ungewissheit verliert. So gibt Lenbach nie eine slavisch getreue Kopie seines Modells, die der Photographic Konkurrenz machen könnte, sondern eine künstlerische Ueberzeugung der Wirklichkeit, ein Werk, eine Schöpfung.

Auf dem wiedergegebenen Bilde hat Lenbach die italienische Schauspielerin Eleonora Duse in einer sehr fein charakterisierten Stellung festgehalten. Er gibt den Kopf, auf den sich alles konzentriert, im Profil. Die lebhaft sprechenden Augen, der feingeschnittene Mund, die vollendet die seelische Bewegung wiedergeben, sind charakteristisch betont. Prächtig steht dagegen die dunkele Fläche des Haars.

Dem Kopf und dem angebundenen Oberkörper hat Lenbach jenes Hinstrebende, Leidenschaftlich-Empfindende gegeben, das für die italienische Künstlerin bezeichnend ist. Jenes Sich-Ausgeben-Wollen in einer großen Empfindung, das den Sinn und den Künstlerschauspielischer Darstellungskunst birgt, den die italienische Tragödin nie zur Schabsone und zum Handwerk werden läßt — das hat Lenbach hier treffsicher erfaßt. Zeichnerisch ist diesem mütterlichen Sehnsuchtsausdruck hier vollendetes Ausdruck verliehen. Und dann achtet man noch auf den malerisch feinen Gegensatz der dunklen Haarpartie und der weiß aufgehellen Schulterfläche und auf die sorgsam beschützende und zarte Gebärde, mit der diese Frau das Kind hält, dem ihr Gesicht zusieht.

Gegen diese weichen Linien, die alle in lebendigem Zuge auf das Kind sich konzentrieren, steht Lenbach fest und kraftvoll, jedoch mit vorwiegender Verwendung zartesten, lockersten Weißes diesen Kinderkopf, seine kleine Tochter. Sonst sieht man nur noch aus einem undeutlichen Gewirr von Strichen die kleine Kinderhand auf der Hand der Frau liegen. Kleinvoll betont ist der Gegensatz des blonden, lockig-verwirrten Kinderhaars zu dem schlichten, schwarzen Haar der Tragödin. Fein der Kontrast in der hinstrebenden Geste des Weibes und der unbekümmerten Ruhe des unbeteiligten Kindes, daß mit großen Augen aus dem Wilde heraussieht, irgendwohin, von der Frau, die es hält, die nur dieses Kind sieht, weggewandt. Voll und deutlich hebt sich scharf der Frauenkopf ab, während die Züge des Kindes jenes Unheimliche, Ungewisse eines werdenden, sich entwidelnden, jungen Typus zeigen.

So hat Lenbach in diesen beiden Porträts — es ist eines seiner besten Schöpfungen, vielleicht sein bestes Werk — ein Ganzes geschaffen, das in Empfindung und Technik zu einer Einheit verschmilzt. Gerade in dieser auf das feinste abgewogenen Verteilung, die scheinbar so einfach, so natürlich und beinahe rein willkürlich sich darstellt, bewahrt sich

vollste Meisterschaft. Auge und Hand beherrschen hier das Material in vollendeteter Weise, ohne es zu vergewaltigen, ohne der Natur zu krassé Konturen zu geben. Das Bild fällt nicht in zwei sich fremd gegenüberstehende Porträts auseinander. Und es ist anderseits in keiner Weise gruppiert. Es ist seelisch zusammengehalten. Wie sicher hält der Stift diese Durchführung fest, das Aufstreben, das Sich-Hin-Bewegen aller Linien bei der Frau und die Stille, zufriedene Selbstsicherheit und das In-Sich-Ruhen bei dem Kinde. In eigenartiger Weise sieht der kindliche Typus neben der Reihe des Weiblichen, dem gegenüber es sich sicher hält. Hier waren die Modelle, die er vor sich sah und nachzeichnete, ihm longenial. Das Kind, das noch nichts weiß von bewusster Poëse, leitete ihn an zur Natürlichkeit. Denn Natürlichkeit ist hier Schönheit. Und die sprechenden Mienen der Tragödin ließ ihn abschätzen von allen gemachten Arrangements, zu denen er sich sonst verleiten läßt. —

Die Verbreitung des Girly in Deutschland.

Der Girly ist ein kleiner Singvogel, der dem Kanarienvogel am nächsten verwandt ist. Dieses Tier zeigt seit langer Zeit die Tendenz, seinen Wohnbezirk nach Norden hin auszudehnen. Über die Geschichte seiner Verbreitung in Deutschland gibt W. Schuster in dem „Ornithologischen Jahrbuch“ einzelne Daten. Früher war der Girly nur in Süddeutschland einheimisch, und zwar scheint er die Maingrenze nordwärts nie überstritten zu haben. Von Konrad Gesner wird er überhaupt zum ersten Male ums Jahr 1560 erwähnt. Danach kam der Vogel in der Umgebung von Frankfurt a. M. vor. Während auch in der folgenden Zeit die Nachrichten über diesen Vogel nur spärlich fließen, wird sein Vorkommen im 19. Jahrhundert sehr häufig aus verschiedenen Gegenden Süddeutschlands gemeldet. Vielleicht ist der Vogel vorher öfters übersehen worden, wahrscheinlich allerdings ist, daß er erst in der ersten Hälfte des neuzeitlichen Jahrhunderts in Süddeutschland sich so vermehrt hatte, daß er häufiger bemerkt wurde. In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat der Girly nun ganz allmählich seinen Einzug in Norddeutschland gehalten, und zwar ist er auf verschiedenen Straßen nach Norden zu vorgezogenen. So bemerkte er das Rheintal als Eingangsstraße. Bereits 1854 brütete er in der Gegend zwischen Koblenz und Bonn, in den achtziger Jahren in der Eifel, bei Aachen, bei Barmen und an anderen Orten. Von Mainz aus siedelte er sich auch in der Wetterau, im Lahntale an, um bis Kassel und dann bis zum Harz vorzudringen. Nach dem östlichen Deutschland gelangte er, indem er dem Laufe der Elbe und Oder folgte. Im südlichen Österreich und Ungarn war er schon seit Jahrhunderten heimisch gewesen, ohne indes die Donau weit zu überqueren. In Böhmen, das doch klimatisch mit Süddeutschland auf einer Stufe steht, verbreitete er sich erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Hier gefiel es ihm allerdings bald so gut, daß er zu einer häufigen Erscheinung in der Vogelwelt Böhmens wurde. In Sachsen wurde er in den 70er Jahren heimisch und von hier gelangte er auch nach dem östlichen Thüringen. In den 80er Jahren richtete er sich in Schlesien ein, und damit hatte er sich allenthalben einen Weg durch die deutschen Mittelgebirge gebahnt. Jetzt kam es nur noch darauf an, sich in der norddeutschen Tiefebene auszubreiten. Seit einem Vierteljahrhundert liegt der Girly dieser Tätigkeit nun eifrig ob. Am Ausgang der 70er Jahre wurde er bei Berlin und in der Mark gesehen, etwas später wurde sein Vorkommen bereits bei Königsberg gemeldet, und 1899 in Westpreußen und Pommern. Im Jahre 1902 brütete er in Mecklenburg, ja er ist in jüngster Zeit sogar in Dänemark und Südschweden beobachtet worden, so daß der Vogel die Nordgrenze seines Verbreitungsgebietes bereits über Deutschland hinaus-zuschließen beginnt. Die Ursache, weshalb der Girly sich so weit verbreitet, liegt nach W. Schuster in der starken Vermehrung des Vogels, sowie in der Anspruchslosigkeit beim Risten und in der Vorsicht, die ihn Feinden leicht entgehen läßt. Der Danziger Ornithologe Braun meint allerdings auch, daß die Schaffung von Straßen und Ansiedlungen, welche die großen Kiefernwälder Norddeutschlands in der letzten Zeit erschlossen haben, dem Vogel Gelegenheit geben, nordwärts vorzudringen. —

Glockenblumen. Blau ist eine seltener Farbe in der Natur. Schon darum machen sich die Glockenblumen jedem leicht bemerkbar. Sie haben aber auch eine hübsche, auffallende Form. Die Schönlichkeit mit einer Glocke macht sie nun vollends populär. Sie sind auch nirgends selten, aber sie blühen erst verhältnismäßig spät im Jahre. In den Sommermonaten ist ihre eigentliche Blütezeit, einige Arten halten aber bis in den Spätherbst hinein aus. Die rundblättrige

Glockenblume kann man in unseren norddeutschen Kiefernwäldern oft noch im November neben der ebenfalls unermüdlichen Grindelke blühen sehen. „Blau d. Blätteig“ heißt sie, weil ihre unteren Blätter, die man aber selten zu sehen bekommt, und sind die übrigen, gewöhnlichen, sind so lang und schmal wie möglich, die ganze Pflanze ist lang und schlank und dünn. Auf Wiesen sind die Glockenblumen besonders häufig, und hier sind sie die Blumen, die hauptsächlich das Blau in dem bunten Wittenepptich vertragen. Leider ist das Blau bei ihnen selber ganz rein, es besitzt meist einen mehr oder minder starken blauen Ton. Bei manchen Arten tritt auch die weiße Farbe neben der blauen auf. Das ist besonders bei den Garten-Glockenblume (Campanula Medium) der Fall, die in Südeuropa einheimisch ist, bei uns aber häufig als Zierpflanze in Gärten gezogen wird. Sie hat weit größere Blumen als unsere einheimischen Arten, es gibt von ihr auch gefüllte Varietäten, weiße, blauen und selbst rosafarbene Blüten. Als Gartenzielpflanze wird auch die pyramidenförmige Glockenblume kultiviert, die am südlichen Abhang der Alpen wächst. Sie bildet einen mannshohen Stock und die großen blau oder weiß gefärbten Blüten stehen in einer effektvollen dichten, pyramidalen Masse. In letzter Zeit hat sich auch die Karpatenglockenblume in den Gärten viele Freunde erworben. Sie ist im Gegensatz zu der lebterwähnten Art eine niedere, fast rasenbildende Pflanze, die sich zu Gruppierungen von Beeten, auch für Heckenarten, sehr eignet. Sie entwickele eine Menge schöner, ziemlich ansprechender blauer Blumen und der Flor hält lange an. Sie ist eine anspruchslose Blaude, die die Schönheit, deren sie sich jetzt entfremdet, sehr wohl verdient.

Die Glockenblumen haben in praktischer Beziehung wenig Wert, manche sind Unkräuter, die meisten sind mittelmäßige Antikräuter. Die Wurzeln der Blau-pünzel-Glockenblume und einiger naheliegender Arten liefern zwar mit Essig und Öl zubereitet, einen grünen Salat im Frühjahr und im Herbst. Ihre Blätter können auch als Gemüse wie der Spinat verwendet werden. Als Küchengewächse haben die Glockenblumen indes nur eine beschränkte lokale Bedeutung, sie werden da durch die wirklichen Kapuzinellen und den Spinat entbehrlieblich. Ihr Nutzen ist also gering, wir müssen die Glockenblumen allein nach ihrem ästhetischen Werthe beurteilen. Und da dürfen wir sagen, daß wir diese grazioßen, blauen Blumen im Walde, auf der Wiese, am Wegrande weniger missen möchten, denn irgend welche anderen. —

Glas-Badewannen. Soweit zur Herstellung von Badewannen Metall benutzt wird, muß beim Gebrauch eine ziemlich bedeutende Arbeit für das Badehaus aufgewendet werden. Emailierte Badewannen haben den Nachteil, daß sie bei nicht sehr sorgfältiger Verarbeitung ziemlich leicht schadhafte Stellen erhalten, die der Badeeinrichtung ein unangenehmes Aussehen verleihen. Die aus keramischen Massen erzeugten Wannen sind meist ziemlich teuer und müssen vor Stößen mit möglichst bewahrt werden, da sonst ihre Haltbarkeit bald zu Ende ist. Neuerdings hat man nun Badewannen aus Glas hergestellt und zwar unter Anwendung des patentierten Sievertschen Verfahrens. Diese Methode beruht darauf, daß man das flüssige Glasmaterial auf eine eiserne Platte gießt, die mit Luftlöchern versehen ist. Durch diese Löcherungen wird nun Druckluft geblasen, die zunächst das Glas ausbaucht und dann bei geeigneter Verarbeitung und Verwendung entsprechender Einrichtungen nach und nach in die Form einer Badewanne bringt. Dieses Verfahren ermöglicht auf sehr billige Weise die Herstellung verhältnismäßig haltbarer Badewannen, deren Reinigung auf leicht zu bewirken ist, was aus hygienischen Gründen gerade bei Badeeinrichtungen seit langer Zeit eine berechtigte Hauptforderung aufgestellt wird. Die Glasbadewannen sind in Anbetracht ihrer verhältnismäßig starken Wandungen nicht empfindlich gegen Stoß als Wannen aus anderem keramischen Material. Bei der Verwendung hat man nur die Vorsicht zu üben, zunächst kaltes Wasser bis zur Höhe von etwa 25 Centimetern einzulassen und nun erst dem heißen Wasser über dem Dampf den Eintritt zu gestatten, damit kein schroffer Temperaturwechsel eintreten kann. Die Haltbarkeit dieser Glasbadewannen kann übrigens, was wohl für Badeanstalten mit starker Benutzung wichtig ist, noch durch verstärkt werden, daß man sie außen entweder mit verzinkten Eisenbändern fest einbindet, oder daß man sie mit einem galvanisch hergestellten Lufmantel umgibt. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.